

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 103/104 (1934)
Heft: 1

Artikel: Betrachtungen über die Wohnkultur der Zeit von 1870 bis 1900
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-83135>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bühne von 5×9 m Bodenfläche ist (von Gauger & Cie., Zürich) als Hebebühne mit Gegengewichten von $2 \times 5,5$ t ausbalanciert und wird durch einen kleinen Elektromotor von 1,5 PS bewegt; sie liegt normalerweise eben mit dem Turnhallenboden. Auf einem 3 m tiefer liegenden zweiten Boden ist die ganze Saalbestuhlung aufgestapelt. Soll nun die Turnhalle in einen Konzert-Saal verwandelt werden, so geht die Bühne die 3 m hoch, bis das Stuhldepot auf Höhe des Saalbodens liegt; die Bestuhlung wird hinausgeräumt und die Bühne auf normale Bühnenhöhe zurückgesenkt; in dieser Lage wird sie durch automatische Verriegelung vor jeder ungewollten Beeinflussung gesichert. Aus den seitlich der Bühne zu öffnenden schmalen, hohen Türschlitten zieht man Vorhänge, Dekorationen oder eine Schallreflexwand aus Sperrholz zur Verstärkung der Akustik bei Vorträgen oder Kammermusik. Die reichlich ausgestattete bühnentechnische Einrichtung stammt von Alb. Isler A.-G., Zürich.

Die Wände des ganzen Raumes sind mit matt polierten Antikorodalplatten verkleidet, die auf einen Holzrost aufgeschraubt sind. Diese Anordnung verfolgt einen doppelten Zweck. Erstens ist die Verkleidung beim Gebrauch als Turnhalle hell, stossfest und leicht zu reinigen, und zweitens wirkt sie bei Festanlässen durch das Spiel ihrer mattsilbernen Reflexe nicht alltäglich. Die vier grossen Oeffnungen gegen den Spielplatz sind mit verglasten Vertikal-Schiebetüren Gaugerscher Konstruktion geschlossen, haben Verdunklungsstoren und können bei Festbetrieb durch farbige Seidenvorhänge bereichert werden, die normalerweise in geschlossenen Wandschlitten versorgt sind. Die Akustik ist gut. Der Boden der Turnhalle, mit Linoleumbelag, liegt auf Holzgebälk über dem Untergeschoss; dadurch wird die für den Turnbetrieb erforderliche Elastizität erreicht.

Im Geschoss unter der Turnhalle liegen die Nebenräume der Bühne, die Schulküchen und die Turnergarderobe. Ueber der Turnhalle haben der Singsaal, drei Schulzimmer und eine Schulzahnklinik Platz gefunden. — Als bildnerischer Schmuck der Vorhalle sei eine Knabenfigur in Bronze von Ernst Heller (Paris) erwähnt.

Nach fünfvierteljähriger Bauzeit konnte das Haus im März 1932 seiner Bestimmung übergeben werden. Die Kosten erreichten für den Gemeindehausflügel 55,90 Fr./m³, für den Saalbau 56,85 Fr./m³ umbauten Raum, einschl. Turn-, Bühnen- und Kücheninstallationen, samt Einrichtung und Mobiliar, Bauleitung und Architekten-Honorar.

Betrachtungen über die Wohnkultur der Zeit von 1870 bis 1900.

Das Pariser Kunstgewerbemuseum hatte im letzten Sommer im Pavillon Marsan des Louvre eine Ausstellung über die Lebensausstattung von 1870 bis 1900 veranstaltet, über die *Friedr. Sieburg* in der „Frkf. Ztg.“ vom (15. Juni 1933) berichtet hatte. Mit seiner und der Redaktion freundlicher Erlaubnis geben wir nachstehend einen Auszug aus seinen feinsinnigen Betrachtungen wieder.

Die Ausstellung zeigte Möbel, Gebrauchsgegenstände, Kleidungsstücke und Kunstgegenstände, Kunstwerke aus der genannten Zeitspanne. Sie will diese Epoche nicht nur wieder aufleben lassen, sondern sie auch in ihrer Selbstdarstellung zeigen. Wir sehen also nicht nur Dinge, die an der Zeit unserer Väter passiv teilgenommen haben, sondern auch zeitgenössische Versuche, diese Zeit selbst zu gestalten. Was auf den ersten Blick wie ein reines Kitschmuseum wirkt, erweist sich bei näherem Zusehen als die selbstbewusste Lebensäusserung eines bemerkenswerten, kräftigen und, um es gleich zu sagen, unterschätzten Zeitalters.

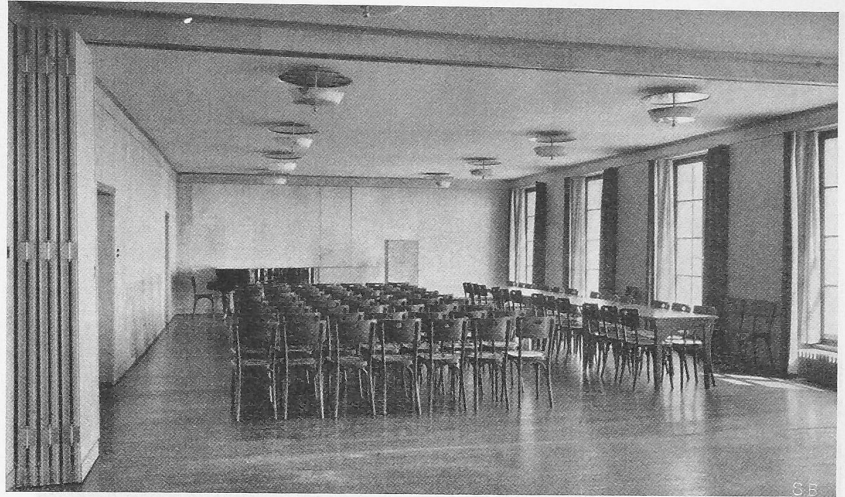


Abb. 18. Versammlungssaal im Kirchengemeindehaus Kilchberg (2. Obergeschoss).

Nicht dass man sich nach diesem Zeitpunkt 1900 zurücksehnte, im Gegenteil. Wir lösen uns vielmehr auf die endgültigste Art von ihm, die es gibt, nämlich dadurch, dass wir ihn zur Geschichte werfen. Damit ist der grosse Schnitt vollzogen. Der völlige Bruch zwischen gestern und heute ist erfolgt. Der Nachkriegsmensch hat tabula rasa gemacht und genau die Linie bezeichnet, an der die grosse Verantwortung für die Ratlosigkeit und Verzweiflung von heute beginnt. Bis 1900 reichte das gute Gewissen, von da ab wird alles Schuldhaftigkeit, Verblendung oder, da wo es Ahnungen gab, heillose Schwäche. Bis zur Jahrhundertwende war die Macht noch schuldlos, dann begann sie sich zu beflecken und wir mit ihr.

Jene Zeit verschafft uns den Genuss einer posthumen Ironie, weil sie den Mut besass, sich als modern zu bezeichnen — als ob nicht jede Zeit modern wäre! Wer erinnert sich nicht aus seiner Knabenzeit noch dunkel an diese seltsame Mischung aus Schwermut und Selbstsicherheit! Die Menschen fühlten sich fertig, aber in einem doppelten Sinne. Sie empfanden in sich und um sich eine Art von Vollendung, die sie berauschte, aber auch eine Art des Zuendeseins, des Nichtmehrweiterkönnens, die ihrer fortschrittgläubigen Gesundheit eine gewisse Blässe des Antlitzes zu geben versuchte. Es war der Augenblick, wo der „Fortschritt“ eine noch von niemand bezweifelte Errungenschaft war. Höher gings nimmer. Eine technische und wissenschaftliche Hochebene schien erklimmen, auf der man sich noch vorwärtsbewegen, die man aber nicht mehr übersteigen konnte. Der Europäer begann sich in seinem Zeitalter für dauernd einzurichten, während im Inneren der Erde bereits die zerstörenden Mächte des Relativismus wach wurden, die das Gefühl der Dauer für viele Generationen von der Erdoberfläche entfernen sollten.

Dieselben Menschen, die den Stahl veredelt hatten, den letzten Geheimnissen des Elektronenweges nachgewandelt waren, die Dampfturbine geschaffen und Explosivstoffe von bisher ungeahnter Empfindlichkeit erfunden hatten, die sich mit einem Wort

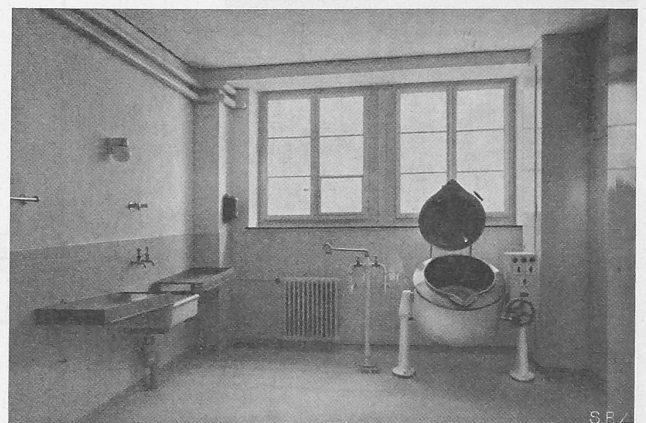


Abb. 21. „Office“ und Milchküche für die Schülerspeisung.



Abb. 19. Singsaal über der Turnhalle.



Abb. 20. Treppenhaus im Gemeindehausflügel.

alle Waffen zur Eroberung der Erde und der letzten noch unbekannten Lebensgüter geschaffen hatten und nun entschlossen waren, sie anzuwenden, litten gleichzeitig an dem Ehrgeiz, sich selbst zu beweisen, dass sie mehr tun könnten als Materie bewegen, nämlich dass sie sich *einen Stil schaffen* könnten. Und dieser Stil sollte dauerhaft sein, er sollte nicht nur ein Ausdruck der Zeit sein, sondern ein Ewigkeitsproblem lösen, nämlich den Menschen in Harmonie mit der Maschine zeigen. Ein wahnwitziger Anspruch lag in dem Versuch, künstlich etwas zu schaffen, was in früheren Läuften immer nur (fast ohne menschliches Zutun) hatte *wachsen* können. Der Mensch war in einen neuen Zustand, in ein neues Verhältnis zur Welt getreten, das unveränderlich zu sein schien. Nun sollte es fixiert werden und in der Ausstattung des täglichen Lebens Form gewinnen. Auf diese Weise führte der künstlichste aller Schöpfungsprozesse zu einem Triumph des Organischen: die Stuhlbeine hatten die Form von Blumenstengeln und der Zeitgenosse sass auf einem Schilfbblatt.

Kein Zweifel, dass die grossen Dekorateure, Keramiker, Glaskünstler und Möbelzeichner von damals, die Penon, Gallé, Boucheron und Gérôme, keinen schlechteren Geschmack und kein geringeres Talent hatten als ihre Kollegen von heute. Trotzdem durchheilt man die Ausstellung, von der wir sprechen, zunächst mit Heiterkeit über so viel Stubengreuel, so viel Ungeschmack, so viel Kitsch. Offenbar ist Gerechtigkeit gegenüber einem Stilwillen, der von falschen Voraussetzungen ausgeht, überhaupt nicht möglich. Und doch, wie billig ist unser Lächeln! Ist es nicht obendrein auch noch taktlos? Denn diese Chaiselonguedecken, diese Lampen haltenden Alabastergöttinnen, diese Wandteller, diese dekorierten Haarpfeile, diese Reiseandenken, diese Postkarten und endlich diese geschnürten Damen und backenbärtigen Herren, die aus den zeitgenössischen Bildern auf uns herabschauen, sind sie nicht Elemente und Wesen unserer Familie, begehren wir nicht einen Vertrauensbruch, indem wir sie als Ausstellungsgegenstände hinnehmen? Sicher galten diese Gegenstände und Trachten der vorigen Generation zu einem erheblichen Teil als Gipfel des Geschmacks, der Schönheit, der Ver-

führung. Wir treiben mit einer Menge von Leuten durch die Ausstellungsräume. Befinden sich unter diesen Zuschauern nicht viele, die die gleichen Dinge noch heute zu Hause haben, die in ihrem Schatten Glück und Liebe empfunden haben und deren erfüllteste Lebensmomente von der gleichen Ausstattung umgeben waren?

Man kann sogar getrost weitergehen und aus dieser Ausstellung den Schluss ziehen, dass sie eigentlich *gegen uns selber* spricht und uns als ein schwächeres, zum mindesten aber kälteres und ärmeres Geschlecht blossstellt. In den Jahren von 1870 bis 1900 ist in Europa, vor allem in Frankreich, so gut gemalt worden, wie seitdem nicht mehr. Um die volle Wahrheit zu sagen, die Bilder Renoirs, Berthe Morisots, Bonnard, Monets, welche die Wände des Pavillon de Marsan bedecken, passen ganz vortrefflich in die ausgestellte Welt. Ja, nicht einmal van Goghs „Restaurant de la Sirène“, das ebenfalls ausgestellt ist, weicht wesentlich oder widerlegend von der Epoche ab, und ein Bild des jungen Picasso, 1899 gemalt, erscheint uns für einen Augenblick lebensvoller, kräftiger, kurz überzeugender als alles, was dieser unser Zeitgenosse sich später ausgedacht hat. Hier wird die Kindlichkeit und Gesundheit der Menschen bis 1900 offenbar. Sie liebten das Leben mit einer Neugier und einem Appetit, der uns heute fremd ist.

Nachdem wir einmal die Tüchtigkeit und Lebensbejahung dieses Zeitalters, denen Gefühlsbereitschaft, ja Romantik die Waage hielten, schätzen gelernt haben, fällt es uns fast schwer, von seinen ornamentalen Torheiten, die uns auf so billige Weise ein Gefühl von unserer eigenen Ueberlegenheit gegeben haben, Abschied zu nehmen. Vielleicht war es mit all seinen literarischen, künstlerischen, technischen und wissenschaftlichen Ausschwüngen wirklich das goldene Zeitalter. Aber sind wir noch imstande, es unparteiisch zu beurteilen? Alle seine Leistungen und Errungenschaften haben uns zu nichts gedient, haben uns vor keiner Enttäuschung, vor keiner Zerstörung bewahren können. Wir wollen mit ihm nichts mehr zu tun haben, und darum werfen wir es zur Geschichte. Auch unsere Väter leugnen es. Indem sie sich selbst ausstellen, erklären sie, dass dieser Teil ihres Lebens keine Wirklichkeit mehr sei, sondern ins Museum gehöre. Der Riss zwischen jenem und unserem Zeitalter ist zu breit. Die ganze Kümmerlichkeit unseres modernen Bau- und Ausstattungsstiles, der ebenso irrtümlich und unorganisch ist wie die Bemühungen unserer Vorväter, hat doch wenigstens das Verdienst, die Anhäufung von Formen, Linien und Ornamenten zu beseitigen, mit denen die Menschen damals ihr Leben zu verlängern suchten. Auch wir haben kein schöpferisches Instrument, aber wir haben wenigstens den Hammer, unter dessen Hieb die Verzierungen wegfiegen. Das ist nicht viel, es ist sogar im Grunde gesehen gar nichts, aber es schafft auch kein Hindernis, es macht vielleicht den Weg für eine neue Dauer frei. Vorläufig leben wir in der Zeit. Unsere Hauptempfindung besteht darin, dass unser Aufenthalt in der Gegenwart ein provisorischer ist. Täglich werden unsere Schiffe schneller, unsere Autos vollkommener, unsere Kühlschränke praktischer und unsere Badezimmer grösser, aber nichts von alledem, auf das wir die Hand legen, gehört uns, wir besitzen nichts mehr, und darum erscheint uns ein Zeitalter, das alles zu besitzen glaubte, mit doppeltem Recht als Geschichte.

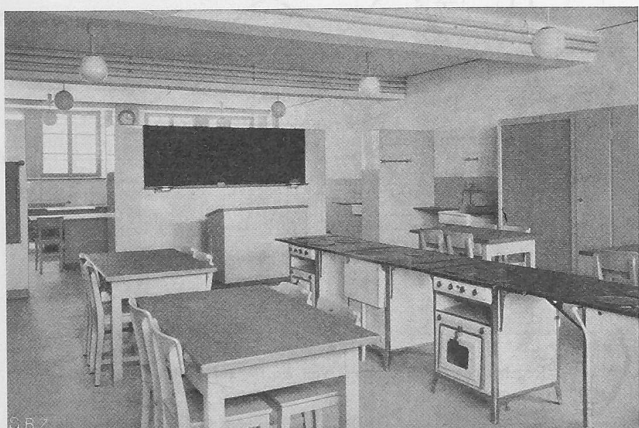


Abb. 22. Schulküche mit elektrischen und Gas-Herden (vergl. Abb. 6).